

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 30. Bromberg, den 6. Februar 1930.

Schwarz auf Weiß.

Roman von Karl Wickerhauser.

(15. Fortsetzung.)

Overhoff stieß ein kurzes, trockenes Lachen aus.

„Ich meine nicht Wernheimer, wenn ich von erster Hand rede. Ich meine Vetter Niemann selbst." Sie gab keine Antwort. Sie war unsicher und wußte nicht, was sie sagen sollte. „Aber Sie scheinen nicht davon instruiert zu sein, Verehrteste, daß Herr Wernheimer bloß nach außen hin als Ihr Freund und Beschützer auftritt; daß er nur scheint, was mein Vetter wirklich ist; daß er Niemanns Rolle spielt, genau so" — er machte eine Pause —, „wie Sie, mein Fräulein, die Rolle der Dolnia."

Sie versuchte zu protestieren.

„Wie soll ich das verstehen? Ich bin Margaret Dolnia."

„Das kann nicht sein. Fräulein Dolnia ist nicht im entferntesten so schön wie Sie. Sie hat keine so gute Gestalt. Sie ist mindestens eine Handbreit kleiner. Gestehen Sie nur, Sie sind nicht die Dolnia."

Sie schwieg. Overhoff verzichtete auf eine andere Bestätigung.

„Und alle andern, Wernheimer, der Regisseur, die Kolleginnen sind in die Sache eingeweiht. Aber wozu das? Ich sehe nicht den Zweck dieser Schwindelei?"

„Der Film muß doch zu Ende gedreht werden. Und ich spiele die Herzogin von Langeais als Ersatz für die Dolnia. Aber . . ."

„Verlassen Sie sich auf meine Verschwiegenheit. Mir wird kein Wort, das diese Angelegenheit betrifft, über die Lippen kommen. Ich beginne zu begreifen. Nun gestatten Sie noch eine Frage: Was ist's mit der Dolnia?"

„Sie ist tot."

Wilhelm Overhoff blieb ganz ruhig.

„Bei der Wannseekatastrophe umgekommen?"

„Man fürchtet so. Denn man weiß es nicht mit Bestimmtheit. Unter den Geborgenen war sie nicht zu finden. Es sollen allerdings noch welche unten liegen. Und seit Donnerstag ist sie verschwunden. Sie hatte einen Ausflug dorthin geplant. Wenn sie wiederkommt . . ."

„Ist's mit der Herzogin von Langeais Essig. Aber trösten Sie sich, liebes Kind, die kommt nicht wieder." Er hob das Spitzglas. „Die Herzogin ist tot. Es lebe die Herzogin!" Ihre Hände erst, dann Arme, Hals und Mund mit Küssen bedeckend: „Im gewöhnlichen Leben heißt du . ."

„Franziska Elwers."

„Franziska Elwers! Das ist ein Name zum Berühmtwerden wie geschaffen!"

Während sich dies auf der Redoute der Continental abspielte, wußte Kurt Niemann nicht, ob er bei voller Vernunft sei oder an Verfolgungswahn leide.

Auf der Heimfahrt und bis er in seinem Zimmer stand, hatte er sich unter Zusammenraffen aller Kräfte aufrecht erhalten. Doch wie er sich allein und unbeobachtet wußte, war er zusammengeklappt. Und dann saß er stundenlang, greisenhaft verfallen, in einer Ecke und stierte vor sich hin.

Schließlich griff er nach einer Zeitung. Die war doch echt, die war materiell vorhanden. Wie aber, wenn er diesen „Beobachter" einfach seine materialisierte Wahnidee nannte? Warum sollte es das nicht geben, da es doch so vieles gab auf dieser Welt? Erscheinungen wie die der Dolnia, von der man nicht wußte, ob sie tot, lebendig oder ein Gespenst oder vielleicht auch dieses eine und zu gleicher Zeit ein lebendes Wesen sei; wie die seiner eigenen Person, die sich mit der Frage, ob Wahnsinn, ob geistig normal, gänzlich im Ungewissen befand; wie des einst in der Pension Koritschan herbeigesehnten Teufels, von welchem auch nicht mit absoluter Sicherheit festzustellen war, ob es ihn gebe oder ob es eine Erfindung sei.

Was den Teufel betraf, so hatte Niemann im Augenblick die Empfindung, daß jener Katze und Maus mit ihm spiele. Katze und Maus! Wenn einer auf der Welt ein heiteres Katze-und-Maus-Spiel trieb, so war es der Satan mit ihm.

Und selbst in der verzweifelten Stimmung erlag Niemann der Lockung von neuem. Noch konnte er der Menschheit den Fuß auf den Nacken setzen! Private Unannehmlichkeiten sollten ihn nicht daran hindern, daß er zur größten, zur einzigen Finanzmacht aufstieg. Und mochte er die unerhörte Chance dem Teufel danken; er dankte ihm dafür! Er verspürte keine Reue, obwohl er, wenn er den Mißerfolg in Sachen Dolnias vorausgewußt hätte, bei der Wahl des Angriffspunktes in seinem Kampf gegen die unbotmäßige Zeitung anders verfahren wäre. In diesem ersten Gefecht hatte er eine Schlappe davongetragen.

Nun zum „Beobachter"! Kurt Niemann dachte nicht daran, nach einem ersten unglücklichen Treffen den Kampf aufzugeben. Er würde weiterhin in die manigfachen Schicksale, die das Blatt als Prognosen gab, eingreifen und schließlich doch die Voraussagungen zuschanden machen.

Und wie schon früher einmal, es war kaum eine Woche her, blätterte er in den Nummern der nächsten Tage. Die Fälle, die ihm am ehesten paßten, suchte er heraus, um eine Wahl zu treffen.

„Lysolattentat einer Eifersüchtigen!"

Sollte er die Nebenbuhlerin dieser Megäre warnen? Zu umständlich, wenn die Warnung glaubhaft sein sollte, und auch dann der Erfolg nicht gewiß.

„Vierfacher Mord und Selbstmord
eines Geisteskranken!"

Niemann sah keine Möglichkeit, dieser Tat vorzubeugen.

„Ein Schwerverbrecher aus dem
Zuchthause entsprungen!"

Niemann lehnte es nach langem überlegen doch ab, die Behörde zu verständigen.

Blieb eine kurze Notiz aus der Mittwochnummer, die ihm von allem Anfang am besten gefallen hatte:

„Tödlicher Autounfall. Heute vormittag gegen elf Uhr wurde ein etwa fünfjähriger noch nicht schul-

pflichtiger Knabe Ecke Rankestraße—Kurfürstendamm von einem Lohnauto niedergestoßen und erlitt außer Bein- und Rippenbrüchen eine schwere Schädelverletzung, die seinen sofortigen Tod zur Folge hatte. Der Chauffeur, der übrigens nach den übereinstimmenden Berichten mehrerer Augenzeugen nicht die Schuld an dem Unglück trägt, entzog sich durch rasches Weiterfahren seiner Vernehmung. Die Nummer des Wagens konnte nicht festgestellt werden."

Niemann hatte seinen Entschluß gefaßt. Diesmal würde er ein Leben retten, als Sühne dessen, was er der Dolnia angetan hatte. Eine Existenz vernichtet, dafür eine andere vor dem Tod bewahrt — das glich sich aus.

Wann war das? Mittwoch gegen elf. Die Zeitangabe war ungenau. Er würde also schon vorher auf dem Schauplatz sein. Das war bei der Gedächtniskirche, schräg gegenüber dem Romanischen Café. Nun, er wollte dafür sorgen, daß dieses blühende, hoffnungsvolle Menschenleben nicht zugrunde ging.

Vor lauter Rührung über seine gute Tat wurde er ganz weich gestimmt und nannte sich einen zwar großzügigen, aber im Grunde herzensguten Jungen.

16. Kapitel.

Overhoff wußte sich der Lösung des Rätsels nahe. Nicht so nahe, als er geglaubt hatte, bevor ihn die falsche Dolnia über den wahren Sachverhalt aufklärte. Aber immerhin — er war Kurt Niemann dicht auf den Fersen, der Fang war ihm sicher, der Gehaßte konnte ihm kaum mehr entgehen.

Franziska Elwers erzählte ihrem neuen Freunde Overhoff alles, was ihr bekannt war.

„. . . dann trug mir Hartwich strengstes Stillschweigen auf. Nur in der Continental und bei der Polizei weiß man von dem Rollentausch. Bis zur Pressevorführung der „Herzogin" bin ich die Dolnia. Dann erst, wenn alles geklappt hat und die richtige Stimmung herrscht, wird die sensationelle Nachricht vom Verschwinden der ersten Herzogin ausgegeben, und daß sie höchstwahrscheinlich ertrunken sei. Regisseur Hartwich meinte, das sei der reklamepsychologische Moment, vorher wäre es noch verfrüht. Darauf hat er mich in die Wohnung hier gebracht; zuvor wurde neues Personal eingestellt. Nur Wernheimer, den man allgemein für ihren Freund hielt, ist informiert. Außer dir ahnt sonst keiner was von der Sache. Hartwich meinte, daß ich die glänzendste Karriere vor mir hätte."

„Wie ist er denn auf dich verfallen? Kannte er dich von früher her?"

„Ich bin doch in seine Filmschule gegangen. Da wird er sich an 'ne gewisse Ähnlichkeit zwischen uns beiden erinnert haben."

„Kanntest du die Dolnia?"

„Bloß dem Namen nach. Ich wußte auch, daß wir derselbe Typ seien. Aber gesehen habe ich sie nie."

Overhoff blieb nachdenklich.

Er lag lange Stunden der Nacht ohne Schlaf. Er hatte noch die Worte Niemanns im Ohr: „Um ein Haar wäre ich jetzt bei dem Unglück auf dem Wannsee . . ." Hier brach der Satz ab. Später: „Was weißt du von der Dolnia?"

„Vorläufig soviel: Die Dolnia war mit dem Todesschiff gefahren und untergegangen. Der Chauffeur hatte zwar erzählt, es sei nichts weiter vorgefallen, aber der konnte von Niemann beauftragt sein, reinen Mund zu halten. Margaret Dolnia hatte sich allein auf der „Babelsberg" befunden. Wie kam es, daß Niemann nicht in ihrer Begleitung war? Zu spät hingekommen. Aber dann hätte sie auf ihn gewartet. Hatte es, knapp bevor sie den Dampfer betrat, zwischen ihr und dem Freund eine Auseinandersetzung gegeben, so daß Margret Niemann zum Trotz dann allein davonfuhr? Oder hatte umgekehrt sein Vetter sich von ihr getrennt?

Aber es gab Möglichkeiten, die besser motivierten, warum Niemann beim Anblick Franziskas, die er für die tote Geliebte nahm, vor Schreck zusammenbrach. Wenn er sie sich zum Beispiel der einfacheren Lösung irgendwelcher Kalamitäten halber vom Hals gewünscht hatte und nachher, als er seinen Wunsch so prompt erfüllt sah, begreiflicherweise von Reue gequält wurde. Natürlich konnte es sich bei solcher Schwierigkeit, die ihm auch nur für einen Augenblick das Verschwinden Dolnias begrüßenswert scheinen ließ, nicht um eine Geldforderung handeln. Doch vielleicht hatte sie ihn gedrängt, ein Heiratsversprechen einzulösen, das er niemals zu erfüllen gedacht hatte. Dann war es aber noch plausibler anzunehmen, daß Kurt Niemann eine unbequeme und gefährliche Mitwisserin seines Geheimnisses beiseiteschaffen wollte.

Indem er sie auf einen Wannseedampfer schickte, der auf dringendes Verlangen einfach in die Luft flog; war das bloß der Wunsch des Vetters, war es nicht mehr — eine Ahnung, ein Vorherwissen des Kommenden gewesen? Donnerwetter! Unter solchen Bedingungen war es eine Lust zu leben. Und Overhoff bevölkerte in Gedanken schon einen endlosen Eisenbahnzug, der zur Hölle zu fahren bestimmt war; da wurden alle diejenigen einwaggoniert, die sich einmal durch eine Tat, ein Wort, einen Blick Overhoffs unangenehm bemerkbar gemacht hatten — und er rühmte sich eines nie versagenden Gedächtnisses. Allen voran aber, auf die Lokomotive stellte er Niemann. Der sollte ganz elendiglich, der sollte zehn Tode sterben!

Overhoff kam zur Besinnung. Was nützte es, daß er sich in Träumereien verlor! Das mit dem Vorherwissen war doch eine gar zu gewagte Annahme! Daß anderseits seinen Wünschen die Kraft der Erfüllung beizumessen war . . .

In welcher Zeit leben wir denn? mußte sich Overhoff fragen. Kohle wird verflüssigt, Stahl chemisch hergestellt, eine Weile noch, und wir essen synthetisches Brot. Und nun diese unsinnigen Ideen von Allesvorauswissen und Wunscherfüllung! Das paßt schlechterdings nicht in unser Zeitalter, ist 'n aufgelegter Anachronismus. Was allerdings noch nicht hindern würde, daß es ihn eben gibt. Radio hat übrigens auch etwas, wovor man, wenn man ganz ehrlich ist, am liebsten drei Kreuze schlagen möchte. Dazu die Psychoanalyse, Spiritismus, Okkultismus und so Teufelszeug, alles in ein verdächtiges Zwielicht getaucht — warum sollten wohl die Dinge nicht ebensogut möglich sein?

Es war in keinem Fall zu bezweifeln, daß Niemann in irgendeiner Form an dem Tode Margaret Dolnias beteiligt war. Nur so erklärte sich der Zusammenbruch, den er im Ballsaal erlitten hatte. Nur so war es zu deuten, daß der die Nachahmung nicht durchschaute, weil er vor lauter Angst nicht scharf sehen konnte und wie von Sinnen war.

Damit war für Overhoff der weitere Aktionsplan gegeben. Vor allem durfte Niemann nicht aus dem Wahn gerissen werden, daß er seine tote Freundin erblickt hatte. Nur von Wernheimer drohte die Gefahr einer, wenn auch zufälligen Aufklärung. Das konnte ausgeschaltet werden, wenn man dem Bankier bei nächster Gelegenheit einige Worte sagte: Der Vetter wolle nicht, daß über die Sache gesprochen werde. Dann kam Wernheimer gewiß nicht darauf zurück.

Ferner waren anonyme Droh- und Erpresserbriefe in Erwägung zu ziehen. Overhoff wollte doch sehen, wie Niemann in solchem Falle reagierte. Wenn rätlich mit Beschuldigungen, die sich von Brief zu Brief steigerten, bis zum Vorwurf eines raffinierten Mordkomplotts; dementsprechend würden sich die geforderten Geldsummen erhöhen. Das konnte in die Dutzende von Millionen gehen.

Overhoffs letzter und wichtigster Trumpf war jedoch Franziska Elwers als Geist der Dolnia. Im geeigneten Moment würde er diese Karte ausspielen und damit die Partie entscheiden.

Einstweilen hielt er es noch nicht für so weit. Er mußte abwarten, Niemann beobachten, sprungbereit, um im gegebenen Falle sich auf ihn zu werfen.

Es war heller Morgen, als Overhoff zu diesem Schlusse und Entschlusse kam.

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(44. Fortsetzung.)

Vor seinem Zelt stand Mankelav, der Kazike, neben seinem Pferd. Es war eine Artigkeit, die er ihnen erwies, die Fremden bis zum Flußufer zu begleiten. Noch einmal dankte ihm Don Enrique aus vollem Herzen, und lächelnd und abwehrend umarmte jener den alten Mann. Dann nahm er Irenens Hand und sah ihr lange und aufmerksam in das von hoher Röte überhauchte Antlitz, bog sich mit edlem Anstand zu ihr nieder, küßte sie leicht auf die Stirn und sagte auf Spanisch freundlich: „Geh mit Gott!" — Cruzado hatte viele Mühe gehabt, ihm das einzustudieren. Nun aber, als ob nichts weiter nötig sei, schwang er sich in den Sattel. — „Adios, Alemanes!" rief er dabei. „Sage ihnen, Cruzado, wenn sie einmal im Sommer zu uns herüberkommen wollen, so können sie jagen nach Herzenslust, und" — setzte er lachend hinzu, — „ich will ihnen jede Woche ein junges Pferd schlachten lassen."

„Bitte!" rief der Doktor, als es ihm Cruzado übersetzte. „Wenn ich aber noch einmal in meinem Leben über die Kordilleren komme, so muß es nur in stockfinsterer Nacht und aus Versehen geschehen, — absichtlich gewiß nicht."

Meier übersetzte das: „Der Doktor würde die Gastfreundschaft des Kazikein wahrscheinlich schon im nächsten Sommer auf die Probe stellen." Und dieser nickte den Deutschen freundlich zu. — Auch Mercedes, die jetzt in ein anständiges indianisches Gewand gekleidet ging, kam herbei, aber Mankelav beachtete sie nicht. Er wußte, daß Saman seine erbeutete Frau an die Weißen verkauft hatte, und kümmerte sich nicht um das Geschäft seiner Leute. Er setzte sich an die Spitze des Trupps und ritt mit diesem bis an die Furt hinab.

Der Doktor wäre hier gern wieder mit auf das Floß gestiegen, aber Meier versicherte ihm, er würde von den Indianern auf das nachsichtsloseste ausgelacht werden. Er biß also die Zähne zusammen und trieb sein Pferd mit ins Wasser. Übrigens wäre er dadurch bald zuschaden gekommen; denn gerade sein Tier, wie man das manchmal bei Pferden findet, hatte die üble Angewohnheit, auf der Seite zu schwimmen. Kaum gerieten sie in tiefes Wasser, als es dieser Untugend, sich wenig um den Reiter kümmernd, folgte und den Doktor natürlich sanft in den Fluß legte. Glücklicherweise bekam er noch zur rechten Zeit den unteren Fuß aus dem Bügel, sonst hätte es wirklich schlimm für ihn ablaufen können. So aber schwamm gerade Allumapu an seiner Seite, und ihn beim Poncho ergreifend, ließ er ihn nebenher bis zum andern Ufer treiben.

Die Indianer am Ufer hatten den Unfall mit angesehen und darüber gelacht, aber doch nicht so laut, daß der Schwimmer, — überhaupt mit den Ohren voll Wasser, etwas davon hören konnte. Jetzt war das andere Ufer erreicht, mehr und mehr folgten nach, ein ganzer Schwarm von wilden Kriegern mit ihren langen Lanzen und wehenden Haaren; der Doktor, triefend und fluchend, fing sich sein Pferd wieder, um mit seinen nassen Stiefeln nicht auch noch die schlüpfrige Uferbank hinaufzugehen. Jetzt waren sie oben und hielten, und nun brach von drüben ein donnernder Gruß und Jubelruf der Pehuenchen aus, die sämtlich am Ufer standen und schrien und jubelten.

Und der Schrei wurde wiedergegeben, — ein-, zwei- und dreimal. Die Männer warfen die Arme empor, — die Frauen schwenkten die Tücher; dann stieß der Führer, als er sah, daß Irene und Mercedes im Sattel saßen, einen gellenden Schrei aus. Es war das Zeichen zum Aufbruch. Die Indianer warfen ihre Pferde herum, und in voller Karriere sprengten sie nach Westen, gegen die Kette der Kordilleren an, die, von einzelnen leichten Nebelstreifen umflossen, blau und deutlich in der Ferne lagen.

„Nanu!" rief aber der Doktor erschreckt Meier an, der gerade neben ihm galoppierte, während sein eigenes Pferd natürlich nicht zurückzuhalten war, sondern mit dem Troß ging. „Ich soll doch wahrhaftig nicht die ganze Reise in den patschnassen Kleidern machen?"

„Ja, bester Doktor, glauben Sie denn, daß wir trocken sitzen?" erwiderte dieser. „Alle unsere Sättel waren unter Wasser."

„Aber mir ist's in die Halsbinde gelaufen", schrie der Doktor mit einem Fluch, — „und dazu noch der Wind, ich muß mich ja auf den Tod erkälten."

„Ich will's Cruzado sagen", nickte dieser, „vielleicht halten wir bald einmal an, daß wir Sie ausringen können. Ihr Gewehr ist auch naß geworden."

„Ei, lassen Sie das alte Eisen in Ruhe!" rief der Doktor in einer Laune, um Brunnen zu vergiften; „ich möchte nur wissen, weshalb ich es überhaupt mitgenommen habe. Aber dieser Reiwald, der immer den Kopf voll Phantasien hat, ließ ja nicht locker, — ich mußte bewaffnet sein. Jetzt bin ich bewaffnet, und schleppe ein nutzloses Gewicht mit mir herum, das mir schon auf dem Herritt den ganzen linken Schenkel wund gescheuert hat. Wenn ich's nur dem Kaziken geschenkt hätte!"

Ehe übrigens Meier den Dolmetscher nur von des Doktors Wunsch in Kenntnis setzen konnte, hielt der Zug schon von selber an. Es schien, als ob sie nur ein Stück in die Pampas hineingeritten wären, um dem Abschied nicht die gehörige Feierlichkeit zu nehmen. Hier wurde abgesattelt und das Sattelzeug, Decken und das übrige soviel als möglich ausgerungen und vom Wasser befreit, — schon der Pferde wegen, die dadurch so viel weniger zu tragen hatten. Auch des Doktors nahmen sich die Indianer unter Lachen und gutmütigen Scherzen auf das freundlichste an. Während die Frauen, von Cruzado dazu aufgefordert, langsam vorausritten, zogen sie ihn vollständig aus, rangen seine Kleider trocken, daß die Nähte knackten, brachten sein Sattelzeug in Ordnung, und hatten ihn später, wenn auch noch durch und durch feucht, wie er sich ausdrückte, — doch wenigstens so weit, daß ihn die Luft in ein paar Stunden trocknen konnte. Dann saßen sie wieder auf, und fort, wie die wilde Jagd, ging es über die Pampas.

Es war in der Tat ein prächtiger Zug, wie sie auf ihren wackeren, vollständig ausgeruhten Tieren dahinflogen! Voraus Allumapu, der Führer der Schar, mit Cruzado und dem chilenischen Escribano. Hinter ihm Don Enrique mit den beiden Frauen. Und wie viel hatte Mercedes dem Chilenen zu erzählen, daß dieser nur immer abwehren mußte, um nicht zu viel von den Einzelheiten zu erfahren. Diesen folgten dann die Deutschen mit vierzig vollständig gerüsteten Pehuenchen-Kriegern, die aber natürlich nicht in einem geordneten Zuge ritten, sondern wild und zerstreut über die Pampas, auch wohl um die Wette jagten, einander mit dem Lasso fingen und tausend tollen Mutwillen trieben.

Erst spät am Abend wurde gelagert, und zwar an einer kleinen Lagune, mehr einem Teich, der durch einen Steppenbach gebildet war. Das Wetter sah noch ziemlich gut aus, aber der Wind fing wieder an, unstet zu werden, und es war augenscheinlich, daß sie nicht mehr lange auf einen wolkenfreien Himmel und Südwind rechnen durften. Übrigens waren sie in dem Tagesmarsch und nicht durch Packtiere belästigt, den Kordilleren schon merklich näher gerückt. Am nächsten Mittag bekamen sie schon den breiten Spiegel der Huetchun-Lagune mit dem dunkleren Grün der Apfelbaumwaldung in Sicht, ohne aber ihre Tiere auch nur im geringsten deshalb einzuzügeln. Allumapu wünschte noch heute vor Abend den Lagunen-Arm zu kreuzen, damit die Reisenden spätestens morgen abend den Gipfel der Kordilleren gewinnen konnten.

Allumapu war den übrigen mit seinen beiden Begleitern ein Stück voraus, als er plötzlich, neben Cruzado hingaloppierend, dessen Arm ergriff und sagte:

„Sieh dort, Kamerad, — siehst du nicht Rauch zwischen den Apfelbäumen aufsteigen?"

„Er wird aus der Hütte des Fährmanns kommen."

„Bah, die liegt weiter links; nein, dort drüben an vier, fünf verschiedenen Stellen."

„Der eine Deutsche", sagte Cruzado, „hat ein Glas, mit dem man weit hinaus in die Pampas sehen kann."

„Ich brauche der Fremden Glas nicht", sagte kopfschüttelnd der Indianer. „Meine Augen trügen nicht; Tchaluak hat den Befehl des Kaziken nicht befolgt."

„Er wär's imstande", brummte der Halbindianer zwischen den Zähnen durch. „Auf eine freundliche Aufnahme dürfen wir uns eben nicht gefaßt machen."

(Fortsetzung folgt)

Die Maske des Todes.

Skizze von Georg Paul Lücke.

Im Aufheulen des Saxophons schwand der Sang der Geigen. Das Schlagzeug zerriß die Melodie im Schlußakkord. Doch einen Augenblick nur konnte die Pause die karnevalstrunkene Menge dämmen. Eine neue Welle rauschenden Frohsinns brach sich Bahn.

Ich hatte Gerd Scholander veranlaßt, diesen Bal paré zu besuchen, um ihn aus seiner Schwermut zu reißen. Der zweiundzwanzigjährige Leutnant von 1914 hatte sich, seit er damals aus meinem Gesichtskreis verschwunden war, in einen ernsten Menschen verwandelt mit dem träumenden Blick jener, die sich in den Umschwung der Dinge nicht finden können. Auch die uns heute umkreisende Freude berührte ihn nicht. Für die Blicke schöner Frauen, die an seinem straffen Gesicht hingen, hatte er nur abweisenden Spott. Sein Blick war in die Loge gegenüber gerichtet.

Unter schwarzseidener Halbmaske lächelte dort ein roter Mund, der seltsam stand zu dem Silberweiß der kurz geschnittenen Haare. Auch er hatte die Aufmerksamkeit dieser auffallenden Erscheinung erregt. Unheimlich, ins Maskenhafte verzerrt war dieses Gesicht und zog doch an, wie auch das Häßliche faszinieren kann.

Die zwölfte Stunde: Masken ab! ging der Ruf durch den Saal. Scholanders Blick spannte sich zu Stahl, die scharfen Falten auf seiner Stirne, der verbissene Mund drohten. Plötzlich stand er auf und verließ wortlos unseren Tisch.

Auch die Dame hatte sich erhoben und verließ die Loge, ohne die Maske zu lüften. Das fiel mir auf. Und immer noch war da dieses starre Lachen in ihren Zügen.

Scholander sah ich an diesem Abend nicht mehr. Am nächsten Morgen suchte ich ihn in seiner Wohnung auf. Beinahe heiter begrüßte er mich: „Schnaps? — Zigarre?“ und nötigte mich in den Klubsessel, holte die Likörflasche aus dem kleinen Wandschrank, zwei Gläser, die er auf einem silbernen Tablett auf den Rauchtisch vor mich hinstellte. „II. Preis. Fürstenberg-Memorial 1912“, las ich auf der Platte eingraviert.

„Ja, damals fing die Geschichte an“, meinte er unvermittelt.

„Mit der Dame in der Loge?“ fragte ich, und er lachte.

„Das hast du also bemerkt? —“ und während er die geöffnete Zigarrenkiste hinstellte und mir Feuer bot: „Damals war sie blond — und jung und . . .“

Mit langsamen Bewegungen zündete er sich die Zigarre an, tat einige Züge und träumte den bläulichen Wolken nach.

„Eine Faschingsnacht war es wie gestern, als sich Jens Hackenschmid erschoß. Johannes hieß er eigentlich, aber „Oberleutnant Johannes“, das paßte nicht. Wir nannten ihn einfach „Jens“. — Teufel, als ich ihn da liegen sah, die starren Augen wie anklagend. — Ich fragte diese Augen, die mir einen letzten Auftrag gaben, sein Rächer zu sein. — Nur so viel konnte ich damals erfahren: Ihm war ein geheimes Schriftstück von höchster militärischer Bedeutung abhanden gekommen. Und ich wußte auch, daß er ein Spionagenest aufgespürt und die Tänzerin Najada Valesku, seine Geliebte, eben in jener Nacht unter Kontraktbruch die Stadt verlassen hatte. Das gab mir wohl zu denken, aber ich war damals jung und sie — eine schöne Frau. Sein Tod blieb ein Geheimnis. Dann kam der Krieg. —“

Wir zündeten die zweite Zigarre an.

„Es war in den Tagen der Weihnachtsschlacht von Rimnicul Sarath“, fuhr Scholander fort, „ich hatte mit Leutnant Welter — er fiel später am Sereth — und Leutnant Manhardt eines Abends in einem Bauernhaus Quartier bezogen. Wir lagen auf der dort üblichen Pritsche. In ländlicher Ungezwungenheit schliefen im gleichen Raum an der Wand gegenüber der Bauer und seine junge, schwarzhaarige Frau. Laut Armeebefehl mußte stets einer in solchem Falle wachen, da wenige Tage vorher in einem nahe gelegenen Haus drei preußische Ulanen mit durchschnittenen Kehlen gefunden worden waren. Ich hatte mich erboten, die erste Wache zu übernehmen. War es die Stille, die drückende Luft im Raum . . .? Bald wollte mich der Schlaf übermannen. Ich wehrte mich dagegen, doch eine magische Gewalt zog mich in ihren Bann. Der Bauer schnarchte mit meinem Kameraden um die Wette. Auch hörte ich die Atemzüge der jungen Frau, die, einer leblosen Buddhastatue gleich, zusammengekauert in der Ecke saß. Doch ich hatte das Gefühl, als täusche sie den Schlaf nur vor. Um sie auf die Probe zu stellen, stellte ich mich schlafend und beobachtete sie unter gesenkten Lidern. Da traf mich im einfallenden Zwielicht der Winternacht ihr Blick. Ein funkelnder Schein lag in ihren starr auf mich gehefteten Blicken. Und wieder überkam mich die Beklemmung. Ich dämmerte ein und sah — war es Traum oder Wirklichkeit? — jetzt das Gesicht des Weibes über mir, das grüne Schillern ihrer Augen, und auf einmal fühlte ich ihre Hand, die über meine Brust tastete. Davon erwachte ich. Das Weib war verschwunden. Ich hatte geträumt, so nahm ich an. —

Einige Wochen später lagen wir in Buzeu. Das Kriegsgericht, dem ich zugeteilt war, tagte in Permanenz. Eines Tages wurde uns ein Bursche vorgeführt, der versucht hatte, sich mit einem genauen Plan unserer Stellungen durch die Linie zu schmuggeln. Das Urteil lautete auf Tod durch Erschießen und sollte am nächsten Morgen vollstreckt werden. Als ich ihm den Befehl ins Rumänische übersetzte, blickte mich der Kerl mit einem fragenden Blick an, lachte dann ein freches, kaltes Lachen. Da kam mir die Erkenntnis. Der Spion da war ein Weib: die Bäuerin von Rimnicul Sarath, Najada Valesku, die Tänzerin und Spionin und Mörderin unseres Jens Hackenschmid. Ich wußte es und behielt doch mein Wissen für mich, schwieg, denn sie sollte büßen. In jener Nacht rief mich ein Befehl nach Bukarest. Ich habe jahrelang die Belastung meines Gewissens mit mir getragen. Gestern stand die Tote auf. Ich sah Najada Valesku in der Loge gegenüber. Ich sprach sie an und erfuhr: Sie hatte sich damals in Buzeu als Weib zu erkennen gegeben, wurde trotzdem an die Wand gestellt, so war es Befehl. Sie schilderte mir diese furchtbare Stunde der Qual, den letzten Augenblick. Und wie sie nach Tagen erwachte. Nicht die Kugeln hatten sie getroffen, denn die Gewehre waren, um ihr einen heilsamen Schrecken einzujagen, blind geladen, aber der Schlag. So sei sie seit jener Stunde eine Gezeichnete, trage die lachende Maske des Todes durch ihr Leben als Sühne auch für den Tod Hackenschmids, dem sie in jener Karnevalsnacht in seiner Liebeshörigkeit die Papiere entwand. Ich habe ihr verziehen, denn . . .“, so schloß Scholander, „auch ich habe diese Frau einmal geliebt.“

Und er leerte mit einem Zuge sein Glas, das er mit heftigem Wurf auf dem Boden zerschmetterte.



Bunte Chronik



*** Turmhäuser im bengalischen Triebsande.** Die Sandverwehungen haben an der Küste Bengalens zu einer eigenartigen Form von Hausbauten geführt. Der an dieser Küste sehr stark auftretende Triebsand hat nämlich einige Dörfer erreicht und damit begonnen, diese langsam unter sich zu begraben. Als die Sandberge immer höher wurden und das Erdgeschoß unter den Sandmassen zu verschwinden drohte, zogen die Einwohner in das erste Stockwerk und begannen, um den erlittenen Raumverlust auszugleichen, auf die Grundmauern ein zweites, oft auch ein drittes Stockwerk aufzusetzen. Auf diese Weise sind regelrechte Turmhäuser entstanden, deren unterste Geschosse unter dem Niveau der sie umschließenden Sandmassen begraben sind.

Lustige Rundschau



*** Der Prokurist.** Der angeklagte Bankvorsteher der „Treuhand-Company“ seufzt zu seinem Anwalt: „Endlos diese Verhandlung, wie lange dauert eigentlich die ganze Sache?!“ — Der Anwalt: „Für mich zwei Stunden, für Sie zwei Jahre.“ „Tits-Bits“.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg